

Wegen Coronakrise nicht gefeierter Gottesdienst am Sonntag, 26.03.2020 (=Sonntag Misericordias Domini), daraus die ungehaltene Predigt... (von Pfr. Christian Leist-Bemmann. Es gilt das gesprochene Wort...)

Kanzelgruß

I.)

Liebe Gemeinde!

Es ist ein frischer Wintertag in Rom, Anfang 1943, an dem Friedrich Christian Delius in seiner Erzählung „Bildnis der Mutter als junge Frau“, seine mit ihm schwangere Mutter den Weg vom Evangelischen Diakonissenheim (der heutigen Casa Valdese, in der wir bei unserer Gemeindefahrt im Herbst Unterkunft hatten) zur Evangelischen Christuskirche zurücklegen lässt, um zu einem Konzert in dieser Kirche zu gehen, von der, wie es heißt, einen deutschen Insel zur anderen deutschen Insel. Auf diesen beiden Inseln fühlt sich die aus Mecklenburg stammende junge Frau behütet und beheimatet,

„denn das übrige, das riesige Rom kam ihr immer noch wie ein Meer vor, das sie zu überqueren hatte, gehemmt von der Furcht vor allem Unbekannten, vor den erhebenden Tiefen dieser Stadt, ihren doppelten und dreifachen Böden und Schichten, vor den vielen täuschend ähnlichen Säulen, Türmen, Kuppeln, Fassaden, Gemäuern und Straßenecken, vor den unendlich vielen Wallfahrtsorten der Gebildeten, an denen sie ungebildet vorüberlief, und den schwer zu enträtselnden Gesichtern der Leute auf den Straßen...“

Unterwegs ruft sie sich die thüringische Wartburg und das heimatliche gotische Münster von Bad Doberan ins Gedächtnis, wie eine innere protestantische Schutzwehr gegen die

herandrängende katholische Bilderfülle. Die Erzählung folgt ihrem ununterbrochen dahinfließenden Gedankenstrom auf dem Weg zur Christus-, im Buch noch Lutherkirche.

Ihre Gedanken schweifen auch zum Papst, den sie bereits zu Gesicht bekommen hat, wie er ***„der als heilig verehrte Vater auf einem prächtigen Stuhl sitzend durch die Kirche getragen und von der Menge mit stürmischem Beifall begrüßt wurde wie ein Sieger im Olympiafilm...“***

Für sie, die Tochter eines zum Erweckungspredigers gewandelten U-Boot Kommandanten wirkt das alles ***“so heidnisch, so laut, so äußerlich, eher ein Theater als ein Gottesdienst.“***

Das Gepränge und der visualisierte Anspruch des katholischen Hirtenamtes hat für sie, die Pastorentochter und Pastorengattin, wie für unzählige protestantische Romreisende vor und nach ihr, etwas zutiefst Verstörendes und Befremdendes.

Die Begegnung mit dem Fremden führt aber zugleich dazu, nach dem eigenen, tragenden Grund zu fragen, darüber Gemeinsames und Trennendes klarer zu entdecken.

II.)

Und in der Tat, das Amt, das Hirtenamt – und damit einhergehend das Verständnis bzw. Selbstverständnis der zu hütenden Herde – war und ist zwischen den Konfessionen bis heute ein wesentlicher Streitpunkt. Wer hütet eigentlich wen mit welcher Legitimation? Welche Befugnisse haben Hirt und Herde? Gibt es eine Rangordnung unter den Hirten? Kann es gar Hirtinnen geben? Ist das Hirtenbild überhaupt noch geeignet, das Wesen eines geistlichen Amtes zu beschreiben? Der Blick hinweg über die eigenen Kirchenmauern hinüber zur Katholischen Kirche zeigt eine fremde Welt: Nicht nur eine andere Theologie des Amtes,

vielmehr und vor allem eine ganz andere Alltagskultur im Umgang von Hirten und Herde, eine ganz andere Skala der Emotionen, etwas, das evangelischer Nüchternheit ganz und gar entgegengesetzt scheint. Undenkbar wohl für Protestanten, ihr Hirtenverständnis in folgendem, ehemals populärem, katholischem Lied wiederzufinden:

***Dem Hirten lasst erschallen
Des Herzens Jubelton,
Der Gott dem Herrn gefallen,
Zu dienen seinem Thron;
Zu weiden seine Herde,
Zu zeigen Ihr die Bahn,
die aus dem Thal der Erde
Sie führet himmelan.***

***Mit Petri Stuhl verbunden,
Dem Fels, der nimmer bricht,
Hat er die Kraft gefunden
Zur heil'gen Hirtenpflicht:
Die Einheit zu bewahren
Mit Rom's allreiner Lehr,
In Stürmen und Gefahren
Zu stehn als Schutz und Wehr.***

***Heil unserm Oberhirten,
Der Herr hat ihn gesandt!
Er rufet die Verirrten
Und stärkt der Treue Band.
Er trägt das Kleid der Ehre,
Das Gott ihm angethan;
Der Wahrheit Licht und Lehre
Empfangen, die ihm nahn.***

Sicherlich, manche Eigenschaften des Hirten könnten auch evangelische Christen von ihren Hirten, ihren Pastoren erwarten: Verirrte zu rufen, das Band der Treue zu stärken, als Schutz und Wehr sich vor die Herde zu stellen, das sollte evangelischen Pastoren und – schon das unterscheidet! – Pastorinnen nicht fremd sein.

Aber natürlich, die Notwendigkeit, die Einheit „mit Rom's allreiner Lehr“ zu halten, überhaupt die Orientierung auf den Stuhl Petri wird bei uns kaum jemand behaupten wollen, und kaum jemand würde vermuten, dass „der Wahrheit Licht und Lehre“ von Amts wegen da empfangen wird, wo man sich evangelischen Pastoren naht: wenn überhaupt, geht es in solchem Falle wohl eher darum, einen guten und kompetenten Gesprächspartner, eine Gesprächspartnerin bei der gemeinsamen Suche nach der Wahrheit zu finden.

Vor allem aber ist es der angeschlagene Jubelton den Hirten gegenüber, der auf evangelischer Seite schwer denkbar ist. Bei den katholischen Schwestern und Brüdern ist auch heute noch eine anrührende Liebe zur Kirche zu entdecken, die sich in Liebesbekundungen zu den Hirten, zu Papst, Kardinälen, Bischöfen und auch Priestern ausdrückt, wie sie auf evangelischer Seite schier undenkbar wären und als seltsam und befremdlich empfunden werden. In Rom aber ist das dauernd, hier in Niederbayern und in meiner rheinischen Heimat zumindest noch zu bestimmten Gelegenheiten überall zu beobachten: Eine uns oftmals fremde Welt gelebter Kirchlichkeit, mit einem ungeheuren Respekt, einer ungeheuren Ehrfurcht beinahe, Priestern und vor allem Bischöfen gegenüber. Wenn der Apostolische Nuntius vor ein paar Jahrzehnten im Bonner Münstersaal zum Empfang erschien, standen viele an, um vor ihm

auf die Knie zu gehen und ihm den Ring zu küssen. Da stand und schaute ich als Protestant staunend!

III.)

An diesem Sonntag, dem Sonntag Misericordias Domini, bzw. Sonntag vom Guten Hirten, weisen die Texte der Lesungen ein in die weiten Zusammenhänge biblischer Rede von Hirt und Herde, von guten und weniger guten Hirten. Der Bogen spannt sich weit: Von Psalm 23, dem Panorama eines von Gott als dem Hirten ge- und behüteten Lebens, hinüber zur schneidend-scharfen Hirtenrede des Ezechielbuches.

Vom Wort Jesu über den guten Hirten, Johannes 10, zum Auftrag des Auferstandenen an Petrus, seine, d.h. Jesu Lämmer zu weiden, Johannes 21.

Und von dort wiederum bis in die Briefliteratur des Neuen Testaments, bis zum Predigttext, Hebräer 13,20-21, dessen Bezeichnung Jesu als des ‚Großen Hirten der Schafe‘ ihn zum Predigttext für diesen Sonntag hat werden lassen.

Die beiden Verse (Hebräer 13,20-21) lauten:

Der Gott des Friedens aber, der den großen Hirten der Schafe, unseren Herrn Jesus, von den Toten heraufgeführt hat, durch das Blut des ewigen Bundes, (V21) der mache euch tüchtig in allem Guten, zu tun seinen Willen, und schaffe in uns, was ihm gefällt, durch Jesus Christus, welchem sei Ehre von Ewigkeit zu Ewigkeit! Amen.

In gedrängter, feierlicher Kürze formuliert der Verfasser des Hebräerbriefes zum Schluss einen Segenswunsch an seine Adressaten, in dem, wie in aufleuchtenden Blitzlichtern, noch einmal die großen Themen des Briefes anklingen: Er lenkt die Blicke noch einmal auf die Person Jesu, dessen Handeln und

Geschick zum Heil sämtliche Vorbilder der Glaubensgeschichte Israels hinter sich lässt, sie ins Ungeheure überbietend:

So formuliert er hier durchsichtig auf ein Wort aus dem Jesajabuch hin, in dem von Mose als dem Hirten Israels die Rede ist. Ist Mose der Hirte, so ist Jesus der Große Hirte, so wie er in Kapitel 4 nicht einfach Hoherpriester genannt wird, sondern großer Hoherpriester.

Die Geschichte, die noch einmal anklingt, ist eine von Leben und Tod: Blut ist geflossen, Blut ist nicht umsonst geflossen, der große Hirte hat sein Leben für die Schafe gelassen und ist doch nicht unter den Toten geblieben. Archaisches Geschehen, uraltes Ritual klingt an, wenn vom Blut des Bundes die Rede ist. So wie im Verlaufe seines Briefes der Verfasser die Jesusgeschichte ausgerechnet an ihrem irdischen Tiefpunkt von Schande und Kreuz in den Höhen eines himmlisch sich vollziehenden Kultes einzeichnet.

Die Bilder, die der Verfasser im weiten Verlauf seines Briefes aufbietet, sind Bilder aus einem fremd anmutenden theologischen Universum. Schon immer hat der Brief denn auch ein Fremdlingsdasein im kirchlichen Gebrauch gefristet, Luther tat sich schwer mit ihm, lang war in der frühen Kirche umstritten, ob er überhaupt zu den Heiligen Schriften zu zählen sein.

Auffällig ist: Der Titel des Hirten bleibt Jesus vorbehalten, von etwaigen kleinen Hirten, von Unterhirten ist nicht die Rede. Das Amt in der Gemeinde scheint bewusst nicht als Hirtenamt bezeichnet zu werden, es gibt keinen Weideauftrag.

Die Amtsträger werden als ‚Leiter‘ bezeichnet, ausgerechnet hier waltet pragmatische, fast schon protestantische Nüchternheit. Ist es vielleicht das Schauerliche der Geschichte, die der Sohn erleidet, die ihn und nur ihn allererst zum großen Hirten werden lässt,

die es dem Verfasser verbietet, hier Analogien herzustellen?
Ist das, was Jesus zum großen Hirten der Schafe werden lässt, so uneinholbar, ist seine Hirtenfunktion so einzigartig vorgestellt, dass alles gemeindliche Hirtentum sich zwangsläufigen Missverständnissen aussetzen müsste?

Und wenn dann nur hier im Hebräerbrief von Jesus als dem Herrn die Rede ist, und das verknüpft mit dem Hirtentitel, ist dann nicht auch deutlich, dass es hier keine Möglichkeit gibt, das Amt in der Gemeinde als Herrschaftsamt im Hirtengewand zu verstehen? Zum guten Schluss des Briefes münden die vielen Bilder in die einfache Versicherung des Segens: Diejenigen, die ihr Lebensheil in der Geschichte des großen Hirten gegründet, die sich behütet wissen, die brauchen nur eines noch an sich geschehen zu lassen: lebenstüchtig zu werden dadurch, dass sie Gott es überlassen, sie zum Guten in Anspruch zu nehmen, das Gute ihn durch sie schaffen zu lassen. So einfach kann der Ertrag hochkomplexer theologischer Gedankengebäude sein!

IV.)

Liebe Gemeinde, der Verfasser des Hebräerbriefes schreibt an eine Gemeinde, die eine Krise durchlebt: Glaubensmüdigkeit macht sich breit, der Gottesdienstbesuch geht zurück. Die Menschen in der Gemeinde haben es satt, als Christen eine Sonderexistenz in ihrer Gesellschaft zu führen. In dieser Situation versucht der Verfasser mit dem Brief, den er an sie schreibt, ihnen zu helfen. Er versucht einer schwierigen Situation im Leben einer Gemeinde dadurch beizukommen, dass er die Christusgeschichte grundlegend neu interpretiert. Neuerdings wird zunehmend die These vertreten, er habe in Rom seinen Brief geschrieben.

In Rom hätte er, selber fremd in der Stadt, sich vielleicht fremd fühlend wie die Mutter von Ferdinand Christian Delius viele Jahrhunderte später, eine Theologie entworfen, in der die Kirche als wanderndes Gottesvolk zeichnet, auf dem Weg durch die Fremde unterwegs zum himmlischen Ruheort.

In Rom, der ewigen Stadt, hätte er formuliert: **Wir haben hier keine bleibende Stadt, sondern die zukünftige suchen wir** – davon war noch vor vier Wochen in der Predigt die Rede! Dort in Rom hätte er vielleicht schon auf die Anfänge einer Theologie des Hirtenamtes treffen können, die sich auf die Autoritäten des Anfangs glaubte beziehen zu können. Dem hätte er sein Bild des geistlichen Amtes als in der Wortverkündigung gründend entgegengesetzt, den Amtsträgern Hirtentitel und alle priesterlichen Züge vorenthaltend. Beeindruckend ist es zu sehen, wie gelassen er in allem bleibt. Sicher, er weiß um die Gefährdung seiner Gemeinde in der Ferne. Er sagt klipp und klar: Jetzt vom Glauben abzufallen würde alles zunichte machen, was Christus, der große Hirte, vollbracht hat. Aber: er vertraut ganz offenkundig auf die Überzeugungskraft seiner Worte und Gedanken.

Alle beißende Polemik kann er sich schenken.

Der Hebräerbrief zieht nicht mit Getöse zu Felde gegen konkurrierende Entwürfe.

Nur ganz beiläufig warnt er ein einziges Mal vor fremden Lehren. So atmet der Hebräerbrief ökumenische Weite, inspiriert vielleicht durch die Fülle der in Rom vorgefundenen Modelle des Christseins, Gemeindeseins, Kircheseins.

Und so ist nicht umsonst das Subjekt des Satzes, der unser Predigttext ist, der Gott des Friedens, wie er betont am Anfang des Satzes herausgestellt wird. Der Gott des Friedens ist der Gott der ökumenischen Weite, die getragen wird von der Zuversicht,

dass der lebendige Christus dafür sorgt, dass seine Wahrheit sich vernehmbar machen wird,
das wandernde Gottesvolk auf dem Weg durch die Fremde
gemeinsam auf dem Weg bleibt.

V.)

Liebe Gemeinde,

die Mutter von Friedrich Christian Delius geht an jenem Wintertag
des Jahres 1943 von der heutigen Casa Valdese zur Christuskirche.
Das fremde, katholische Rom irritiert die norddeutsche
protestantische Pastorentochter. Sie hat nach Rom mitgebracht
all die Klischees der deutschen protestantischen Romtradition, sie
ist voller Befürchtungen und Vorurteile. Der geschilderte Weg
durch die Stadt zur Kirche aber wird ihr zu einem ökumenischen
Lernweg.

Im Betrachten und Bedenken des Fremden tritt ihr dessen eigenes
Recht vor Augen, ohne dass sie die eigene religiöse Identität dafür
preisgeben müsste.

Vielleicht ist es gerade dies, was ihr gestattet anzufangen, sich
dem Fremden gegenüber zu öffnen, und sicher ist es nicht zufällig,
dass da, wo sie vor der Kirche steht von Rom als der „freundlichen
Fremde“ die Rede ist.

Und ganz sicher nicht zufällig ist es, dass sich da ihre innere
Anspannung in Tränen auflöst, als der Sänger eine Bacharie über
den 23. Psalm singt, nicht in Tränen von Schmerz und
Verzweiflung sondern der Freude und des Glücks:

Bezwingend stellt sich vor ihre Seele das Bild der Liebe, in der sie
behütet und geborgen ist. Das alte Bild entfaltet seine ganze
Kraft.

Und dann fängt sie an, sich eine Zukunft ohne Krieg auszumalen,
so wie wir vielleicht heute von einer Zukunft ohne Corona
träumen.

Dann realisiert sie die Unsinnigkeit der Verfeindungen des Krieges
und dann träumt sie davon, in Friedenszeiten nach Rom
zurückzukehren um dann das Fremde in seiner Schönheit ganz
wahrnehmen zu können.

Und das alles wirkt wie ratifiziert durch den Beifall, den es für das
italienische Streichquartett gibt, das im Konzert mitwirkt, in der
sich plötzlich die Friedenssehnsucht der ökumenischen
Konzertgemeinde ausspricht, ein herrliches Bild, zumal
ausdrücklich festgestellt wird, dass – damals jedenfalls - der
Beifall in der evangelischen Kirche eigentlich nicht üblich sei.
Die Mutter von Friedrich Christian Delius ist nicht die erste und
nicht die letzte gewesen, der Rom zum ökumenischen Lernort
wurde. Gut einhundert Jahre zuvor kam ein frommer Katholik aus
Dresden, der Maler Ludwig Richter, nach Rom und erlebte dort
die ökumenische Vertiefung seines Glaubens. Er hätte dem
Verfasser des Hebräerbriefes sicherlich aus dem Herzen
gesprochen als er schrieb:

***„Von Konfession und Kirchentum war unter uns fast niemals die
Rede, nicht Form und Uniform war's, was uns am Herzen lag,
sondern die Sache selbst, der Glaube in Beweis des Geistes und
der Kraft. So war es ja selbstverständlich, dass ich mich auch
ferner zu denen hielt, von welchen mir dieses neue Leben, dieser
Umschwung aller Anschauungen gekommen war; und hatte
mein Besuch der protestantischen Kapelle auf dem Kapitol
einigen katholischen Landsleuten... großes Ärgernis gegeben, so
hatte ich damals keine Ahnung davon. Ich dachte weder an
Protestantismus noch Katholizismus, sondern fühlte in
Wirklichkeit das Glück, Christo anzugehören und sein Wort zu
haben.“***

Amen.